


*Eduard von Keyserling*

# SCHÜTZENGRABEN- TRÄUME

*ngjyaw* eBooks unterliegen dem Copyright, außer für die Teile, die public domain sind.

Dieses ebook (pdf) darf für kommerzielle oder teil-kommerzielle Zwecke weder neu veröffentlicht, kopiert, gespeichert, angepriesen, übermittelt, gedruckt, öffentlich zur Schau gestellt, verteilt, noch irgendwie anders verwendet werden ohne unsere ausdrückliche, vorherige schriftliche Genehmigung. Eine gänzlich nicht-kommerzielle Verwendung ist jedoch gestattet, solange das ebook (pdf) unverändert bleibt.

*ngjyaw* eBooks werden Ihnen *as-is* ohne irgendwelche Garantien und Gewährleistungen angeboten.

© 2008 Peter M. Sporer für *ngjyaw*  eBooks.  
Földvári u. 18, H – 5093 Vezensy

*Eduard von Keyserling*  
**SCHÜTZENGRABEN-  
TRÄUME**

**H**ier sitze ich in meinem Erdloch. Es ist angenehm, die Beine von sich zu strecken, den Rücken an die Lehmwand zu lehnen, den Rauch der Zigarette langsam durch die Nase vor sich hin zu blasen und sich nach Herzenslust eine Weile müde fühlen zu dürfen. Um mich her schlafen die Kameraden schon, graue Gestalten, das Gewehr im Arm, die Beine angezogen, und auf den bleichen Gesichtern liegt es wie schmerzvolle Spannung, als sei der Schlaf eine schwere Arbeit. Die Nacht war auch mühselig genug, kalt und dunkel, dazu gaben die da drüben keine Ruhe, die Luft war voll von dem widerwärtigen Surren und Zischen, ringsum im Unterholz knisterte und knackte es. Wir wußten nicht, was die da drüben vorhatten, und wir mußten höllisch achtgeben. Am Morgen kam dann der Nebel dick und grau, wie ein nasses Leintuch hüllte er einen ein, und man fror bis in die Knochen hinein. Dann ist man nicht mehr ein Mensch, der denkt und tut, sondern nur ein gedankenloses Ding, das schießt und friert. Gegen 10 Uhr wurde es besser, der Nebel wich; der Himmel wurde blau, anfangs ganz blaßblau wie zu Hause in Wintertagen, dann immer tiefer und reiner. Die Sonne kam heraus und begann zu wärmen, die nassen Buchen um uns standen still und blank da, und wir in unserem Graben fühlten, wie ein Sonnenstrahl uns auf die Wange oder die Nase oder die

Hand fiel und sie erwärmte, als striche eine sanfte Hand über sie hin. Die drüben waren auch ruhiger geworden, nun und dann kam die liebe Mittagszeit, die drüben wissen auch, was Anstand ist, um die Mittagszeit herrscht Stille, das sind unsere Höflichkeitsgesetze, und die Stille dauert noch eine Weile über die Mittagszeit an, damit man sich ungestört ausruhen kann.

Neben mir liegt mein guter Kamerad Andres. Sein breites Gesicht ist gelblich bleich; es hat fast dieselbe Farbe wie sein weiß-blondes Haar und seine blonden Wimpern. Die blauen Augen sind schon ganz klein vor Schläfrigkeit. Er wird gleich schlafen, aber das dulde ich nicht.

»Andres, schlafe nicht!« Verwundert schaut er mich an: »Was soll man denn anders tun als schlafen?« fragt er. »Nein, sprechen wir miteinander, hier ist eine Zigarette. Wenn du schläfst, dann weißt du nichts mehr davon, wie behaglich es hier ist, und es ist gleich wieder Zeit aufzustehen. Zu wissen, man kann schlafen, ist doch süßer als schlafen.«

»So, vielleicht«, antwortet Andres und zündet sich gehorsam seine Zigarette an. Der gute Junge glaubt mir alles.

Vor uns steht der Wald jetzt ganz von Sonnenschein durchwoben, ein krauses, grüngoldenes Gewölbe, die Sonne sticht durch das Laub und wirft auf das Moos und die welken Blätter des Waldbodens runde, gelbe Sonnenflecken.

»Das ist wie Sonntag«, sage ich.

»Warum Sonntag?« fragt Andres.

»Ja, mir ist es so,« erkläre ich, »als seien diese Sonnenflecken immer sonntags in der Kirche während der Predigt dagewesen. Man saß im Gestühl, Mutters seidenes Kleid knisterte leise, die Schwestern hatten helle Kleider an und hatten ganz blanke Zöpfe. Mich fror ein wenig, ich weiß nicht, warum, aber wenn man die Sonntagskleider anzieht, dann friert man anfangs immer ein wenig.«

»Nun ja, das ist das frische Sonntagshemd«, bemerkt Andres verständnisvoll.

»Vielleicht«, fahre ich fort. »Und dann lagen die gelben Sonnenflecken auf den Fliesen der Kirche, blinzelten einen an und machten einen schläfrig. War es bei euch nicht so?«

»Ach was,« erwidert Andres, »ihr in den Herrschaftshäusern seht so was, wir kümmern uns nicht darum. Aber wenn ich jetzt so denke, so ist's richtig, diese gelben Dinger habe ich in der Kirche auch angesehen, wenn die Predigt lang war, und dann noch im Kuhstall.«

»Im Kuhstall?«

»Ja, ich versteckte mich im Kuhstall vor der Feiertagschule. Da war es hübsch warm und das Stroh so gelb, und die Viecher standen und fraßen, und überall lagen die blanken Sonnendinger auf dem Stroh und auf den Viechern.«

»Du schliefst wohl?« frage ich.

»Ich wollte schlafen,« erwidert Andres, »aber der Braunen war das Kalb genommen worden, und sie brüllte so jämmerlich. Nun, und da kam die Lene herein, sie sah mich nicht, sie ging zu der Braunen, streichelte sie und redete ihr zu: ›Was schreist du, Alte, nächstes Jahr wirst du ein anderes Kalb haben.«

»Ja, und die blanken Sonnenflecken lagen auch auf der Lene«, ergänze ich.

»Ich weiß nicht, was werden sie nicht«, antwortet Andres und errötet, dann gähnt er: »Gott, wer hat früher an so was gedacht, der Stall war der Stall und die Sonne war die Sonne, jetzt aber kommt das alles und stellt sich vor einen hin. So war es vorige Woche in dem zerschossenen und verbrannten Dorf. In dem einen Hause, das keine Vorderwand mehr hatte, hing da das Stück einer Stube, die Wände waren blau, ein großer, schwarzer Stuhl stand da und ein Tisch und ein Bild an der Wand. Das ist ja Mutterns gute Stube, dachte ich, und ich stehe und schaue, bis

der Leutnant mich anschreit, und dann kriege ich eine Wut, ich denke: »Wenn die da drüben Mutterns gute Stube so zusammenschießen würden.«

Ich lache: »Die sollen nur kommen.«

»Ja, die sollen nur kommen«, wiederholt Andres und ballt seine derbe Bauernfaust.

Drüben in den Buchenzweigen regt sich etwas. Es ist eine Eichkatze, ganz rot in all dem Grün und Gold. Sie springt hin und her, duckt sich dann auf einem Zweige nieder und sieht auf uns herunter, und es ist, als lachte das kleine, spitze Gesicht, und wir schauen zu ihm auf und lachen auch. Endlich springt das Tierchen auf, kichert vor sich hin und verschwindet.

»Das ist ein Kerl«, sagt Andres. »Was so einer denken mag.«

»Der denkt,« erwidere ich, »sind die da unten dumm. Sitzen hier schon tagelang und hauen einander auf, um sich zu fressen.«

»Fressen?«

»Ja, bei den Tieren tötet man sich nur, wenn man sich fressen will.«

Darüber muß Andres lachen, es erscheint ihm zu wunderbar, daß wir die Franzosen fressen wollen. Dann wird er aber wieder ernst und schaut in das Unterholz hinein auf einen Punkt, aus dem etwas Rotes hervorschimmert.

»Der liegt noch dort,« sagt er leise, »dort, wo sie ihn vom Baum heruntergeschossen.«

»Ja, der liegt noch dort«, bestätige ich, und wir schweigen eine Weile.

Endlich beginnt Andres wieder: »Ja, mit dem Herunterschießen, das ist so 'ne Sache. Vorigen Tag, als ich da einen vom Baum herunterholte, da war es anfangs gut. Als ich ihm so nahe war, daß ich schießen konnte, da klopfte mir das Herz vor Freude ganz laut, es war so, als ob, als ob ...«

»Nun, wie denn?« dränge ich.

»Es ist dumm, aber es war so, als ob ich vor dem Mädelfenster stehe und gleich anklopfen werde. Und als der Kerl vom Baum glitt, wollte ich aufschreien, als er aber unten ganz still lag, da war es anders.«

»Ja, da ist es anders«, wiederhole ich.

Andres wird nachdenklich, und als er zu sprechen beginnt, dämpft er seine Stimme: »Gut, wenn es einen trifft,« sagt er, »wenn man auch so daliegt, was ist dann? Etwas muß dann doch sein.«

»Etwas muß dann sein«, wiederhole ich.

»Ich weiß, was der Pfarrer sagt,« fährt Andres fort, »aber ich muß immer denken, wenn ich so daliege und dies alles hier ist fort, dann bin ich wieder zu Hause, ganz einfach zu Hause.«

»Wer kann das wissen,« antworte ich, »daran muß man nicht denken.«

»Ich denke auch nicht daran«, meint Andres.

Jetzt schweigen wir. Ich beuge meinen Kopf zurück und schaue einer kleinen Wolke nach, die dort oben durch das Blau hinzieht. Wie still und friedlich sie ist und wie weiß und rein, sie ist wie eine kleine Schwester in ihrem Sonntagskleide.

»Weißt du,« beginne ich wieder, »als ich 15 Jahre alt war, wollte ich einmal sterben, ich hatte alles dazu vorbereitet, aber ich konnte nicht, ich fürchtete mich.«

»Na ja,« beruhigt mich Andres, »so allein, das ist auch nichts. Hier, wo die anderen sind, wo es jeden treffen kann, wo es einem um den Kopf fliegt, da ist es anders.«

»Damals fürchtete ich mich,« wiederhole ich, »hör, ich will's dir erzählen.«

»Erzähl nur,« sagt Andres, »ich hör' gern eure Herrschaftsgeschichten. «

»Du wirst aber schlafen«, wende ich ein.

»Ich hör' schon«, meint Andres.



Natürlich wird Andres schlafen, ich weiß das, aber dennoch muß ich die Geschichte erzählen. Jene ferne Zeit kommt so stark über mich, daß ich den Reseden- und Levkojenduft jener Tage zu spüren meine.

»Nun also,« fange ich an, »es war in den Sommerferien, in der ersten Hälfte, die ist immer die beste, man kann da faul, nur faul sein. Zu Hause war es hübsch, der Garten ganz bunt, auf den Wegen lagen gelbe Frühbirnen, das Haus war voll lustiger Menschen, die Geschwister waren da und auch die Cousinen, die großen hübschen Mädchen. Ich war in Margot, die älteste verliebt, so verliebt, daß es mich ganz krank machte. Sie war auch zu schön mit ihrem schwarzen Haar, den rotbraunen Augen, die, wenn sie erregt oder zornig war, so übernatürlich glänzten. Sie trug blaue Musselinkleider und steckte sich große, rote Rosen in den Gürtel. Wo sie war, war auch ich. Ritten wir aus, dann hoffte ich, ihr Pferd würde durchgehen und ich würde sie retten. Fuhren wir im Kahn, dann wünschte ich, der Kahn möchte umschlagen, damit ich sie aus dem Wasser ziehen könnte. Margot war auch gut zu mir, sie nannte mich ihren kleinen Pagen, zuweilen sagte sie auch: »Mein kleines Ungeheuer!« und strich mir mit der Hand über das Haar. Dann ging es mir heiß und kalt durch alle Glieder. Abends saß ich vor meinem Spiegel und ärgerte mich darüber, daß ich so häßlich war, denn ich war damals häßlich, ich hatte viele Sommersprossen, große Hände, und meine Kleider saßen mir nicht ordentlich auf dem Leibe.

Es wäre doch alles sehr schön gewesen, wenn nicht der Leutnant von Fehmer gekommen wäre. Der Leutnant war auch in Margot verliebt und stets um sie. Ich haßte ihn natürlich, aber es schien mir, daß er auch Margot nicht glücklich machte, sie wurde nervös und launisch, und zuweilen kam sie aus ihrem Zimmer und hatte vom Weinen gerötete Augen. Einmal, als sie mit dem Leutnant auf dem Gartenwege hin und her ging und sie aufge-

regt miteinander sprachen, rief Margot mich zu sich, faßte meinen Arm und sagte leise: »Bleibe da.« Jetzt wußte ich, ich hatte Margot vor dem Leutnant zu schützen, und ich wich ihr nicht mehr von der Seite.

Eines Morgens ging ich in den Garten hinunter, um Margot zu suchen. Ich fand sie mit dem Leutnant in der Fliederlaube sitzen. Sie hatte blanke Augen, rote Wangen, und auf ihrem Gesicht lag es wie schmerzliche Erregung. Der Leutnant hielt Margots Hand und führte sie an seine Lippen. Ich ging schnell auf die beiden zu und stellte mich neben Margot auf. Der Leutnant ließ Margots Hand fallen und schnarrte: »Da ist ja unser unvermeidlicher junger Freund.« Margot aber sah mich böse an und sagte: »Dieser Junge ist wirklich überall. Hast du denn nichts zu tun? So geh doch. Du bist unausstehlich.« Ich ging und war sterbensunglücklich. Den Leutnant hätte ich vor Wut zerreißen mögen. Margot verzieh ich und hoffte, sie würde sich eines Besseren besinnen. Allein den ganzen Tag tat sie so, als sei ich für sie nicht vorhanden, und wenn sie mich einmal ansah, dann lag in ihrem Blick etwas Kaltes und Fremdes, ja, etwas wie Haß. Da wußte ich, daß alles aus war, und ich beschloß zu sterben, nicht, weil ich nicht mehr leben wollte, sondern um Margot zu strafen, sie sollte um mich weinen.

Als alles im Hause schlief, ging ich hinaus auf die Wiese zum See. Die Nacht war hell und warm, ich erinnere mich, daß die Wiesen stark dufteten. Auf einem Stück Sumpfland standen viel rote Orchideen beisammen, über die weiße Nebelstreifen gespannt waren. Der See lag still und schwarz da, nur hie und da machte das Spiegelbild eines Sternes in die dunkle Fläche einen goldenen Ritzer, viele Wasserrosen glühten mitten im See, eine leuchtend weiße Insel. Am Ufer quarrten die Frösche wie toll. Es war gar nicht unheimlich, und ich glaubte, das Sterben würde recht hübsch werden. Ich kleidete mich aus und ging in das Wasser,

das ganz warm war, ich begann zu schwimmen und schwamm mitten in die Wasserrosen hinein. Dort legte ich mich auf den Rücken und schaute zum Himmel auf, die Nacht war so hell, daß das Licht der Sterne nur bleich und unsicher war, als schiene es aus dem Grunde eines dunklen Wassers heraus. Um mich standen die Wasserrosen, sie legten sich wie kühle Hände an meine Haut, irgendwo blühte eine kleine Wasserblume, die süß nach Honig duftete, um mich her schnellten Fische schnalzend über das Wasser auf, und ein großer Nachtschmetterling streichelte mir mit seinen Samtflügeln die Wangen. Anfangs dachte ich an Margot. Wenn sie mich hier sehen könnte, dann würde sie mich bewundern, dann würde sie bereuen und, wenn ich tot bin, dann wird sie meinen Kopf auf ihre Knie legen, mit ihrer Hand meine kalte Stirn streicheln und weinen. Daran dachte ich eine Weile, und dann dachte ich, glaube ich, nichts mehr. Es war so behaglich, im lauen Wasser zu liegen, ich wurde schläfrig, ich hätte schlafen wollen. Da plötzlich fror mich, ich fuhr auf, ja, ich sollte ja sterben, warum starb ich nicht? Und ich fühlte jetzt, wie das Wasser tief und dunkel unter mir war, und es schien mir, als faßte mich etwas und wollte mich hinabziehen. Wütend schlug ich in die Wasserrosen, denn auch sie waren jetzt feindlich und wollten mich zurückhalten, ich begann zu schwimmen mit ganzer Kraft und, als ich am Ufer war, atmete ich auf, als sei ich aus einer großen Gefahr gerettet worden. Ich kauerte mich in das Gras nieder und freute mich und schämte mich, daß ich lebe. Ja, so dumm war ich damals.«

Ich halte inne, neben mir liegt Andres und schnarcht. Er hat recht, noch ist es Zeit, ein wenig zu schlafen, ein wenig fort zu sein von hier.

Ich schlafe und träume, wie ich hier immer träume, daß ich zu Hause im Bette liege; ich muß krank sein, denn es ist heller, lichter Tag, ein Glas Himbeerwasser steht auf dem Tisch neben

meinem Bett, ein Sonnenstrahl bricht sich in ihm und läßt es rubinrot aufleuchten. Meine Mutter sitzt an meinem Bett mit ihrer weißen Tüllhaube, die schmalen Wangen leicht gerötet, wie stets, wenn sie erregt ist, sie lächelt und streicht mit der Hand über die Bettdecke.

»Schlaf, Junge,« sagte sie, »wenn du gesund bist und wir Frieden haben« — ich weiß nicht, was sie mir verspricht, aber es ist etwas sehr Gutes.

Durch das Fenster kommt Sonnenschein, so viel und so heller Sonnenschein, wie ich ihn noch nie gesehen habe, dicke, gelbe Strahlen, wie der Sonnenschein in Bilderbüchern, und ich denke, wie man so im Traume denkt: Ach ja, das ist der Friede. Durch den Sonnenschein hindurch sehe ich draußen grüne Hügel, ein Wald steht auf einer Höhe, still und schwarz, über ihn reiert ein Falke, ein silbernes Flattern in all dem Blau. Unten aber auf der gelben Landstraße gehen drei Mädchen hin, Arm in Arm, und singen. Ich denke wieder: Das ist zu Hause, und das Herz wird mir ganz heiß, heiß von einem Glücke, wie wir es nur zuweilen im Traum empfinden, und ich erwache davon.

Anfangs weiß ich nicht recht, wo ich bin, ich war zu weit fort. Die Kameraden stehen im Schützengraben; es riecht nach Stroh und nassem Lehm und Pulver, in der Luft surrt und pfeift es, mich fröstelt. Es ist, als schnürte etwas mir die Kehle zusammen. Andres schläft noch. Ich fasse ihn und schüttele ihn wütend.

»So steh doch auf!« rufe ich. Er schlägt die Augen auf, und ich sehe diesen Augen an, daß auch er sehr weit fort war.

»Was gibt es?« fragt er.

»Arbeit gibt es«, sage ich. »Wir wollen denen drüben eins draufgeben.«

»Ja,« meint er grimmig und greift nach seinem Gewehr, »wir wollen denen drüben eins draufgeben.«